

Timo Heimerdinger, Christopher Scholtz

BEOBACHTETE SELBSTBEOBACHTUNG.

EIN METHODISCHES INSTRUMENT DER HERMENEUTISCHEN KULTURANALYSE

Manchmal kann bei der kulturanalytischen Arbeit die Nähe zu den untersuchten Phänomenen nicht groß genug sein. In gewissen Fällen sind Interviews oder teilnehmende Beobachtungen entweder aus forschungspragmatischen Gründen nicht möglich oder sie führen inhaltlich nicht weiter. Dann hilft nur der entschlossene Gang ins Feld in Form von Selbstversuch und Introspektion. Doch ein solcher Weg birgt die Gefahr subjektivistischer Verzerrungen. Deshalb sind spezifische methodische Maßnahmen zur Validierung der Ergebnisse unverzichtbar. Der vorliegende Artikel stellt das methodische Instrument der „beobachteten Selbstbeobachtung“ vor, das eigens für ein mittlerweile abgeschlossenes theologisch-kulturwissenschaftliches Forschungsprojekt entwickelt wurde. Die „beobachtete Selbstbeobachtung“ wird in ihrer Konzeption und Durchführung dargestellt, und es wird ihre generelle Anwendbarkeit und Reichweite diskutiert.

Kulturanalyse und Subjektivität

In der empirischen Forschung gilt die Einsicht in die Komplementarität von quantitativen und qualitativen Methoden mittlerweile als unhintergebar. Dies gilt auch für die empirischen Kulturwissenschaften, obwohl in ihnen oft ein deutlicher Schwerpunkt auf die qualitativen Zugänge gelegt wird. Bedingt durch die Bandbreite der Untersuchungsgegenstände differenziert sich das qualitative Paradigma selbst wieder in unterschiedliche Ansätze aus. Im Rahmen dieser vielfältigen methodologischen Debatte hat sich in den letzten Jahrzehnten, ganz wesentlich von den ethnologischen Erfahrungen befördert, eine Erkenntnis durchgesetzt: Steht der Mensch mit seiner Kultur und seinen komplexen Lebensbezügen im Zentrum des Untersuchungsinteresses, muss für das Verstehen zahlreicher Aspekte gezielt die Nähe zu ihm gesucht werden.

Das bedeutet nicht nur, sich vom Ideal einer vollständig durchplanbaren und standardisierten Methode zu verabschieden, sondern auch, Subjektivität gezielt in den Forschungsprozess zu integrieren: Die beteiligten Subjekte, Forschende wie Feldpartner, werden in ihrer jeweiligen Subjektivität und durch die Interaktion auf der subjektiven Ebene zum entscheidenden Faktor bei dem Versuch, kulturelles Fremdverstehen theoretisch zu fassen, methodisch zu organisieren und praktisch umzusetzen. Die Involviertheit des Forschenden, die Nutzung seiner eigenen Fähigkeit zur spontanen Interaktion, die Unmittelbarkeit der Begegnung und die Möglichkeit des Miterlebens sind

die bewusst angestrebten und kalkulierten Effekte, die eine auf die Akteure ausgerichtete Kulturanalyse zu nutzen versucht. Die Person des Forschenden wird selbst zum Forschungsinstrument, die „dirtiness“ der Subjektivität wird so zum entscheidenden Pfund, mit dem gewuchert werden kann.¹

Etliche qualitative Methoden nutzen, wenn auch in unterschiedlicher Intensität, die Wirksamkeit dieses Vorgehens: offene, narrative Formen des Interviews, hermeneutisch-interpretierende Zugänge zu Textquellen und natürlich, gewissermaßen als Metakonzept und Königsweg, die teilnehmende Beobachtung.² Viele Studien der letzten Jahre haben die Leistungsfähigkeit eines solchen Vorgehens unter Beweis gestellt, sofern es methodisch und theoretisch reflektiert geschieht und wenn idealerweise verschiedene Zugänge miteinander kombiniert werden.³

Bei den eben beschriebenen Vorgehensweisen nutzt der Forscher seine Subjektivität, um die Praxis der Menschen, die er in dem zu untersuchenden Feld antrifft, besser zu verstehen. Die Introspektion ist dabei ein Hilfsinstrument, um – ausgehend vom eigenen Erleben – ein besseres Verständnis für das Erleben der Feldpartner zu entwickeln. Nun gibt es jedoch Fälle, in denen diese Form des miterlebenden Zuganges entweder aus pragmatischen Gründen nicht realisierbar oder aus inhaltlichen Gründen nicht zureichend erscheint. Nicht realisierbar ist sie dann, wenn es schlicht kein Feld gibt, das teilnehmend beobachtet werden könnte, sei es, weil es sich gegen die Beobachtung verwehrt, sei es, weil es zu weit entfernt liegt oder aus anderen Gründen nicht zugänglich ist. Dies alles könnte möglicherweise durch einen größeren organisatorischen Aufwand überwunden werden, viel gravierender sind jedoch prinzipielle inhaltliche Bedenken.

Der vollständige Artikel ist in Heft 21/2007, Seite 89 bis 102, abgedruckt. Das Heft kann per Mail oder im Buchhandel (ISSN: 0938-2964) bestellt werden.

¹ Vgl. Schmidt-Lauber, Brigitta: Die Kunst des Reden-Lassens. In: Göttisch, Silke und Albrecht Lehmann (Hg.): Methoden der Volkskunde - Europäische Ethnologie. Berlin 2001, S. 165-186, bes. S. 169ff.

² Anstatt den langen diesbezüglichen wissenschaftshistorischen Weg von Malinowski bis heute auch nur ansatzweise zu rekapitulieren, sei zusammenfassend auf folgende Texte verwiesen: Lindner, Rolf: Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozeß. In: Zeitschrift für Volkskunde 77 (1981), S. 51-66; Amann, Klaus und Hirschauer, Stefan: Die Befremdung der eigenen Kultur. Ein Programm. In: Dies.: Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt a.M. 1997, S. 7-52.

³ Hierfür nur zwei Beispiele aus der Vielzahl jüngerer Forschungen: Langbein, Ulrike: Geerbte Dinge. Soziale Praxis und symbolische Bedeutung des Erbens. Köln 2002; Holmberg, Christine: Diagnose Brustkrebs. Eine ethnografische Studie über Krankheit und Krankheitserleben. Frankfurt a.M. 2005.